

Robert Heim
Psychoanalyse im Turm zu Babel

Das Anliegen der Buchreihe BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE besteht darin, ein Forum der Auseinandersetzung zu schaffen, das der Psychoanalyse als Grundlagenwissenschaft, als Human- und Kulturwissenschaft sowie als klinische Theorie und Praxis neue Impulse verleiht. Die verschiedenen Strömungen innerhalb der Psychoanalyse sollen zu Wort kommen, und der kritische Dialog mit den Nachbarwissenschaften soll intensiviert werden. Bislang haben sich folgende Themenschwerpunkte herauskristallisiert: Die Wiederentdeckung lange vergriffener Klassiker der Psychoanalyse – wie beispielsweise der Werke von Otto Fenichel, Karl Abraham, Siegfried Bernfeld, W. R. D. Fairbairn, Sándor Ferenczi und Otto Rank – soll die gemeinsamen Wurzeln der von Zersplitterung bedrohten psychoanalytischen Bewegung stärken. Einen weiteren Baustein psychoanalytischer Identität bildet die Beschäftigung mit dem Werk und der Person Sigmund Freuds und den Diskussionen und Konflikten in der Frühgeschichte der psychoanalytischen Bewegung.

Im Zuge ihrer Etablierung als medizinisch-psychologisches Heilverfahren hat die Psychoanalyse ihre geisteswissenschaftlichen, kulturalistischen und politischen Bezüge vernachlässigt. Indem der Dialog mit den Nachbarwissenschaften wiederaufgenommen wird, soll das kultur- und gesellschaftskritische Erbe der Psychoanalyse wiederbelebt und weiterentwickelt werden.

Die Psychoanalyse steht in Konkurrenz zu benachbarten Psychotherapieverfahren und der biologisch-naturwissenschaftlichen Psychiatrie. Als das ambitionierteste unter den psychotherapeutischen Verfahren sollte sich die Psychoanalyse der Überprüfung ihrer Verfahrensweisen und ihrer Therapie-Erfolge durch die empirischen Wissenschaften stellen, aber auch eigene Kriterien und Verfahren zur Erfolgskontrolle entwickeln. In diesen Zusammenhang gehört auch die Wiederaufnahme der Diskussion über den besonderen wissenschaftstheoretischen Status der Psychoanalyse.

Hundert Jahre nach ihrer Schöpfung durch Sigmund Freud sieht sich die Psychoanalyse vor neue Herausforderungen gestellt, die sie nur bewältigen kann, wenn sie sich auf ihr kritisches Potenzial besinnt.

BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE

HERAUSGEGEBEN VON HANS-JÜRGEN WIRTH

Robert Heim

Psychoanalyse im Turm zu Babel

**Grenzgänge zwischen Melanie Klein,
Wilfred R. Bion und Jacques Lacan**

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2020 Psychosozial-Verlag, Gießen

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Lucas van Valckenborch, *Turmbau zu Babel*, 1594

(© GDKE Landesmuseum Mainz, Foto: Ursula Rudischer)

Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

Satz: SatzHerstellung Verlagssdienstleistungen Heike Amthor, Fernwald

ISBN 978-3-8379-2975-1 (Print)

ISBN 978-3-8379-7669-4 (E-Book-PDF)

Inhalt

1 Common Ground?	9
Der Psychoanalytiker im Turm zu Babel	
Pluralismus: Der Stil des Psychoanalytikers	9
Grundsprachen	14
Komparatistik in der psychoanalytischen Bibliothek	19
Der essayistische Psychoanalytiker	25
Der dreiste Psychoanalytiker	28
2 »Starke Dichter« nach Freud: Melanie Klein, Jacques Lacan	33
Ein wissenschaftshistorisches Modell für die Psychoanalyse	
Porträt des »starken Dichters«	33
Lacan und Klein: Zwei Typen des starken Dichters	38
<i>Poubelliciation</i> : Die Angst des starken Dichters vor einer Publikation	44
Angst und Krise der Affiliation	47
Der Lohn der Angst: Kreativität und Rekombination	51
3 Bilder des zerstückelten Körpers	59
Spiegelungen zwischen Melanie Klein und Jacques Lacan	
Lacans unzustellbarer Brief	59
Paarungen, Passagen	66
Kleins »zerstückelter Körper«	70
Lacans »zerstückelter Körper«	76
Konvergenzen, Differenzen	81

4 Begehren zwischen Wilfred R. Bion und Jacques Lacan	87
Eine kongeniale Verbindung	
»Löcher bohren«	87
Genius, Mystiker, starke Dichter	90
Ironie der Fleischeslust: Der Traum der schönen Metzgerin	94
<i>Désir? Desire?</i> Das Begehren des Analytikers!	102
Zäsur im Signifikanten	111
5 Leere, volle und zerbrochene Krüge	117
Container, psychoanalytische Gastronomie, Ethik der depressiven Position	
Metabolismen	117
Bions Gastronomie oder: Welche Organspende für das Unbewusste?	120
Lacans voller Krug und sein leerer Signifikant	127
Container, Lustprinzip, Genießen	134
Kein Monokel für den Rattenmann	139
Ethik der depressiven Position in der Klimakrise	143
Literatur	155
Nachweise	161

»Wohlauf, lasset uns herniederfahren und ihre Sprache daselbst verwirren, dass keiner des anderen Sprache verstehe!«

1 Mose 11,7

»Weil wir Analytiker selbst in verschiedenen analytischen Zungen reden, sprechen auch die Patienten verschieden zu uns, und das ist der Grund, weshalb unsere Sprachen hier uneinheitlich sind. [...] Natürlich mache ich keine Ausnahme bei dieser Sprachenverwirrung. Auch ich habe meine eigene analytische Sprache, und weil ich meine Sprache am besten spreche, will ich die anderen Sprachen in meine übersetzen.«

Michael Balint (1966 [1965])

»Doch Forschung strebt und ringt, ermüdend nie
Nach dem Gesetz, dem Grund, *Warum* und *Wie*.«

Johann Wolfgang Goethe
(*Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten*, 10)

1 Common Ground?

Der Psychoanalytiker¹ im Turm zu Babel

Pluralismus: Der Stil des Psychoanalytikers

Auch die freudsche Psychoanalyse ist dem *Satz vom Grund* erbarmungslos unterworfen. *Nihil est sine ratione*, nichts ist ohne Grund: In der Geschichte der westlichen Philosophie und Wissenschaft gilt dieser Satz, wenn auch nicht unumstritten, als Grundsatz allen Forschens und Denkens. Er steht für die Rationalität von Forschung und Theorie, die ihr Erkenntnisobjekt wiederum in logischen Schritten der Begründung einzukreisen versuchen. Der Notwendigkeit dieser Rationalität ist die Psychoanalyse nicht entzogen, und so ist sie seit über einem Jahrhundert dabei, ihren Gegenstand, das Unbewusste, in diesen Kreisbewegungen mit Begriffen, Modellen und Theorien zu definieren. Und somit eine Sprache zu finden, mit der sich über diesen Gegenstand sprechen lässt. Es bleibt die Erbschaft Sigmund Freuds, dafür eine erste Grundsprache entworfen zu haben.

Man neigt kaum zur Übertreibung, wenn man die zeitgenössische Psychoanalyse nach dem Eintritt in ihr zweites Jahrhundert in einer Situation babylonischer Sprachverwirrung ortet. Dass sie diese nicht nur vor interne Probleme der Übersetzung stellt, sondern ihr durchaus zum Vorteil gereicht, gilt heute weithin als Konsens. Schon 1924 musste Sándor Ferenczi konstatieren: »Tatsächlich ist nicht zu leugnen, dass in den letzten Jahren die zunehmende Desorientiertheit der Analytiker, insbesondere in bezug auf praktisch-technische Fragen, Platz gegriffen hat« (Ferenczi, 1984, S. 221). Inzwischen blickt die Psychoanalyse auf ein Jahrhundert der Kontroversen um ihre Behandlungstechnik zurück und wird noch heute dieser

1 Um den Lesefluss nicht zu beeinträchtigen, wird hier und im Folgenden das generische Maskulinum, das alle Geschlechter gleichermaßen meint, verwendet.

ernüchternden, aber im Prinzip unvermeidlichen Behauptung zustimmen. Im Wissen um die zahlreichen Dialekte des Unbewussten, die schwerlich in die Hochsprache einer *lingua franca* codiert werden können, gehört ein polyglotter Pluralismus zum heutigen Selbstverständnis des Psychoanalytikers. Dieser Pluralismus gilt nicht nur angesichts unterschiedlicher theoretischer Modelle zum Verständnis dieser Dialekte, sondern erst recht für die notwendige Auseinandersetzung um angemessene Behandlungsmethoden seelisch kranker Menschen.

Auch die Psychoanalyse bewohnt, wie das Menschengeschlecht überhaupt, den Turm zu Babel. Doch versteht sie dieses Domizil nicht als Strafe Gottes für grandiose Hybris und hochfliegende Vermessenheit. Sie nimmt diesen Ort vielmehr als Geschenk ihres Gegenstandes, des unbewussten Seelenlebens, und zollt ihm Dankbarkeit dafür, dass auch sie immer wieder neu nach einer Einheit der Vernunft in der Vielfalt ihrer Stimmen forschen muss. Und dies mit der höchst ungewissen Aussicht tut, diese Einheit bestenfalls als regulative Idee oder einfach als theoretische Fiktion vorauszusetzen. Die Einheit bleibt für viele wünschbar, aber ebenso unrealistisch und der Sache unangemessen ist ein reduktionistisches Esperanto, das diese Vielfalt in ein homogenes Unisono dirigieren möchte. Evolutionär gesehen ist die Psychoanalyse zumindest intern glücklicherweise noch nicht von einem Artensterben bedroht. Der »Mem-Pool« der internationalen Psychoanalyse – ihre imposante Stellung in einer Memetik der Ideen- und Geistesgeschichte – ist immer noch vergleichsweise stark. Was ihre längere Zukunft in einem kassenärztlichen Gesundheitssystem wie in Deutschland anbetrifft, sind freilich mehr Zweifel angebracht.

Gerade deswegen meldet sich hartnäckig der Wunsch, sich auch in der Psychoanalyse als Teilnehmer einer globalen Wissenschaftsgemeinschaft auf einem gemeinsamen Grund bewegen zu können. »Wer sehnte sich angesichts des kaum mehr überschaubaren Pluralismus nicht nach dem >common ground< einer Schule zurück, die durch große Namen Sicherheit vermittelt« (Thomä, 1999, S. 825). Doch geht es nicht nur um den gemeinsamen Grund einzelner Schulen, die dem Zugehörigkeitsbedarf des Psychoanalytikers ein fragiles Sicherheitsgefühl oder doch eine stabilere Identität bieten. Namen wie Freud, Melanie Klein, Wilfred R. Bion oder Jacques Lacan mögen mit ihrer symbolischen Macht dieses Sicherheitsbedürfnis besonders bedienen. Letztlich geht es immer um den Common Ground der freudschen Psychoanalyse als Wissenschaft und therapeutische Praxis (vgl. Wallerstein, 1990) – ein Grund, der, wie jeder

Analytiker weiß, bei aller Routine dünnes Eis oder wackeliger Grat sein kann.

Der unausräumbare Wunsch nach einem verbindlichen, homogenen und orientierungsstiftenden Rahmen entspringt einer Übertragung jedes einzelnen Psychoanalytikers auf die wissenschaftliche und institutionelle Erbschaft Freuds. In seiner Pionierzeit war Freud nachweislich viel an einem solchen Rahmen gelegen, der die Identität seiner ersten Generation von Schülern sichern und die Tradierbarkeit von Wissen und Erfahrung garantieren sollte. Heute ist dies indes eine Übertragung, die gerade einem höchst unsicher gewordenen Boden entwächst, auf dem die klinische Praxis seit Jahrzehnten mit neuen Krankheitsbildern und einem theoretischen Pluralismus navigieren muss. So sehr Wissen und Erfahrung nach 100 Jahren Psychoanalyse akkumuliert und institutionalisiert sein mögen – jede neue Generation in deren Geschichte ist auf ihre Weise immer wieder eine Pioniergeneration. Und diese Übertragung enthält den Wunsch des Analytikers, in einem oft unwegsamem Gelände zurechtzukommen und sich letztlich, trotz eigener Analyse, Intervision und Supervision, immer allein orientieren zu müssen – natürlich zusammen mit einem Patienten, dem er verpflichtet bleibt und mit dem er von Sitzung zu Sitzung eine gemeinsame Grundlage des analytischen Prozesses herstellt.

Der Analytiker wünscht sich also als Praktiker in der klinischen Situation wie in seiner wissenschaftlichen Identität einen Common Ground, der seine Ängste vor der Einsamkeit gegenüber den Kräften des Unbewussten, des eigenen wie des Patienten, beschwichtigen soll. Er ist auf diesem Grund nicht nur, wie es das einschlägige Konzept seit Jahrzehnten behauptet, ein Resonanzkörper der Gegenübertragung, mit dessen Hilfe er einen psychoanalytischen Prozess gestaltet. Hier geht die Übertragung vom Patienten aus, die Gegenübertragung ist durchweg reaktiv. So revolutionär etwa die Entdeckung der projektiven Identifizierung durch Klein für die Behandlungstechnik war, sie ließ unterbelichtet, dass der Analytiker selbst nie frei davon ist, seinerseits mit einem Patienten projektiv identifiziert zu sein: in der ersten Begegnung mit ihm, in seiner Indikationsstellung und Diagnose, in der unbewussten Auswahl seiner Patienten, in der Gestaltung des Erstinterviews, schließlich über die ganze Länge einer Analyse hinweg durch Empathie, ungelöste eigene Konflikte und Krisenanfälligkeit. Projektive Identifizierung hat wie kaum eine andere Innovation nach Freud die Intersubjektivität der analytischen Beziehung bewahrheitet; in der weiteren Entwicklung des Begriffs wurden freilich

die Rollen von Aktivität und Passivität in der Gegenseitigkeit dieser Abwehrform meist ungleich verteilt.

Im Begriff der Gegenübertragung wurde das Begehren des Analytikers unterschlagen, dessen Emphase zu einem Kennzeichen der lacanianischen Psychoanalyse werden sollte. In diesem Begriff wurde der Analytiker als begehrendes Subjekt verkannt, das immer mehr verkörpert, als lediglich Vertreter einer wissenschaftlichen Lehre und Methode zu sein. In deren Namen, im Namen Freuds, doch letztlich im eigenen Namen, ergreift er das Wort seinem Patienten gegenüber und präsentiert sich diesem als jemand, dem Wissen und Autorität, Vertrauenswürdigkeit und Integrität unterstellt werden. Diese Unterstellung aber ist immer eine der ersten Übertragungsneigungen des Patienten, der seinen Analytiker zunächst in seiner Individualität wahrnimmt, nicht so sehr in seiner Zugehörigkeit zu einer institutionalisierten Disziplin, die sich auf einem gemeinsamen Fundament bewährt oder sich in Abweichung von ihm differenziert hat. In dem Maße, wie jeder Analytiker in jedem analytischen Prozess die Erfahrung der Zerbrechlichkeit dieser Grundlage macht, wächst die Stärke seines Wunsches nach ihrer Zementierung im theoretischen Diskurs. Er muss sich sowohl in wissenschaftlicher wie in behandlingstechnischer Hinsicht an den Satz vom Grund halten können, wenn er nicht zusammen mit dem Patienten an der Kollusion zweier Narrative des Unbewussten resignieren will.

Was in der Psychoanalyse für die konkrete Behandlungssituation gilt, muss erfahrungsgemäß einen Niederschlag in ihrem mittlerweile überkomplexen Theoriegefüge finden. Wenn dieses Gefüge in die Metapher vom Turmbau zu Babel gekleidet wird, ist dies in ihrer bildhaften Ausdruckstärke und ikonografischen Dichte eine treffendere Formulierung als die Rede von chaoträchtigem Pluralismus und fundamentaler Theoriekrise. Eine »ausufernde Pluralität, die es schwer macht, überhaupt noch einen gemeinsamen Grund zu erkennen«, ließe kaum mehr übrig als »ein in sich widersprüchliches Konglomerat von theoretischen Annahmen und eine eklektizistische Praxis«: Michael Ermanns Replik auf die Warnrufe von Helmut Thomä und anderen vor solcher Beliebigkeit mündet in sein Plädoyer, dass die »Existenz einer Theorienvielfalt kein Nachteil [ist], sondern ein Potential an Freiheit, das der Authentizität des Analytikers zugute kommt« (Ermann, 1999, S. 873ff., 877).

Diese Authentizität aber liegt in einem Stil, auf den sich dessen gesamte Haltung, seine Professionalität und Bildung, seine Ethik und Durchlässig-

keit für das eigene und das fremde Unbewusste des Patienten verdichten lässt. Dieser Stil ist immer mehr als die Summe seiner Ausbildung; es ist der Stil seines Begehrens als Analytiker, mit dessen unbewusster Kraft er hinreichend vertraut sein sollte. Es ist ein Stil, den er ein Berufsleben lang übt und verfeinert. *Le style est l'homme même*, der Stil ist der Mensch, ist Verdichtung seines Charakters: Georges-Louis Leclerc de Buffons Ausspruch von 1753 darf auch für die Methode des Analytikers gelten. Und es ist dies ein Stil, der sich nicht, wie in der Verhaltenstherapie praktiziert, von Manualen normieren lässt und damit auch kein Stil mehr wäre. Vor allem aber ist es – das Bild vom babylonischen Turm legt dies nahe – ein Idiolekt, die Rhetorik seiner eigenen Stimme und der Habitus seiner leiblichen Präsenz, die immer anders sind als die des Kollegen oder der Kollegin aus der anderen Schule und Richtung oder aus dem anderen Land und Kontinent. Die Sehnsucht nach einer gemeinsamen Grundlage ist so notwendig wie zugleich idealtypisch, weil sich jeder Kanon dieses Fundus am Eigensinn solcher Authentizität bricht.

Diesem authentischen Stil des Analytikers entspricht Ferenczis Rede von einer »Elastizität der psychoanalytischen Technik«, deren wörtliche Formulierung er – wie einst Freud das Wort von der *talking cure* – einem Patienten verdankt (vgl. Ferenczi, 1984, S. 380ff.). Es ist dies eine Biegsamkeit, die allgemeine Kriterien der Methode wie ein hochfrequenter Behandlungsrahmen oder die Bindung an psychoanalytische Grundbegriffe flexibilisiert, andere wie freundliche Neutralität und Abstinenz hingegen konsequent berücksichtigt. Was diese Elastizität vor allem ausmacht, ist nicht nur ein von Ferenczi betonter Takt zwischen Empathie, Bescheidenheit, sparsamer Deutung und Irrtumstoleranz. Zu diesem Takt gesellt sich der prägnante Stil einer »persönlichen Gleichung« jedes Analytikers, der »bei dieser Arbeit eine viel größere Wichtigkeit beizukommen schien, als wir sie in der Wissenschaft auch sonst akzeptieren mussten« (ebd., S. 382). Es ist offenkundig, dass die Summe dieser persönlichen Gleichungen in Praxis und Theorie der Psychoanalyse wenig geeignet ist, die Sprache in ihrem babylonischen Turm zu vereinheitlichen. Die Prägnanz dieses Stils aber ist bestimmt durch das Begehren des Analytikers, das erheblich mehr ist als das passive Echo seiner Gegenübertragung.

Bion hat gezeigt, dass sich der Analytiker neben den Mythen von Ödipus und Eden auch den von Babel als »persönlichen Mythos« aneignen und somit zu einem Element dieses Stils machen müsste (vgl. Bion, 1992 [1963], S. 96ff.). Babel repräsentiert für Bion wie der griechische

Ödipus und das biblische Eden eine unersättliche Neugier des Wissens, für das der Mythos im einzelnen Analytiker als inneres Bild und Symbol steht, aber variiert und somit »stilisiert«, personalisiert wird. Das Babelproblem stellt sich in der Psychoanalyse also nicht allein im Rahmen einer seit Jahrzehnten die Krise ihrer Fundamente konstatierenden Wissenschaftsgemeinschaft. Es stellt sich immer auch in der therapeutischen Interaktion selbst, in der nie semantische Eindeutigkeit über den kommunizierten, übertragenen und wechselseitig projizierten Sinn unbewussten Erlebens herrscht. Die »ideale Sprechsituation«, der kontrafaktische Maßstab kommunikativer Rationalität im Denken von Jürgen Habermas, bleibt empirisch sowohl für die therapeutische Praxis wie theoretisch für die Kontrahenten des wissenschaftlichen Disputs in der Psychoanalyse uneinholbar (vgl. Heim, 1993). Die ideale Sprechsituation bildet das sprachphilosophische Komplement für eine Verständigung über die gemeinsame Grundlage in der freudschen Tradition auf ihrem heutigen Entwicklungsstand. Aber diese Grundlage ist das Fundament eines Bauwerks, mit dem nicht in szientifischer Vermessenheit über das Unbewusste verfügt werden kann; vielmehr sind dessen Architekten dauernd mit den statischen Problemen dynamischer Kräfte konfrontiert, die nicht mit dem Unisono einer homogenen Wissenschaftssprache zu besänftigen sind.

Grundsprachen

Diese Sprache hört sich in der zeitgenössischen Psychoanalyse äußerst heterogen und in sich zerklüftet an. Sie ruft nach den Künsten und Techniken der Übersetzung und nach einer Sortierung in ihrer imaginären Bibliothek. Unter diesen Gesichtspunkten variiert eine für die Zukunft der Psychoanalyse weiterhin notwendige Auseinandersetzung um den Common Ground lediglich eine kultur- und geistesgeschichtliche Thematik, die in Philosophie, Sprach- und Literaturwissenschaft seit Längerem abgehandelt wird (vgl. Steiner, 1981 [1975]; Eco, 1994 [1993]). Gefragt also ist, nach den bisherigen Debatten über den gemeinsamen Grund und angesichts dieser Zerklüftung, die komparatistische Kompetenz psychoanalytischer Bibliothekare. Und gefordert sind hierfür wiederum das treffende Bild und eine Disziplin, die dieser Kompetenz die nötigen Leihgaben zur Verfügung stellen könnte. Was das Bild anbetrifft, so stellt uns die Wirkungsgeschichte des Turmbaus zu Babel mit Jorge Luis Borges' Erzählung »Die Bibliothek

von Babel« (1941) eine Denkfigur bereit, die als Leitmotiv den Gang dieses Buches begleitet. Als aussichtsreiche Disziplin für die Kritik der gemeinsamen Grundlage in der Psychoanalyse auf einer erweiterten Stufenleiter winkt eine Komparatistik, wie sie seit Langem im Werk von George Steiner betrieben wird (vgl. Steiner, 1997 [1996], S. 115ff.). Ich will diese beiden Motive im Folgenden näher einkreisen.

Die Rede von einer gemeinsamen Grundlage enthält unweigerlich die Annahme einer Art »Grundsprache« der psychoanalytischen Theorie, die dem einzelnen Analytiker als letzte Referenz seines professionellen Handelns dient. Diese Annahme ist natürlich fiktional und kontrafaktisch, entspringt aber dem Wunsch, man möge sich in der Psychoanalyse noch einstimmig über deren »Grundbegriffe« verständigen können. Lacans Werk, im Besonderen sein Seminar aus dem Jahre 1964 über *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse*, nimmt seinerseits, lange bevor hierzulande die neuere Vermessung des Common Ground einsetzte, sein Maß an dieser fiktionalen und universalen Grundsprache. Wer also von Grundbegriffen spricht – wie Lacan von Unbewusstem, Wiederholung, Übertragung und Trieb (vgl. Lacan, 1978b [1973]) –, meint immer deren Codierung in einer sprachlichen oder, wie in den letzten Jahren seines Werks, mathematischen Zeichenform. Auch Lacan spielte mit dieser Fiktion einer »Grundsprache«, die die freudsche aufhebt.

Nun genießt diese bei Freud keinen begrifflichen Wert in der Konstruktion seiner Theorie; sein Werk bildet als solches schon, wenn auch mit dichterischen und philosophischen Vorläufern, diese Grundsprache. Dieses Wort aber ist ironischerweise dem Vokabular eines Paranoikers entnommen, dessen autobiografische Krankengeschichte Freud kommentierte. Daniel Paul Schreber lässt in seinen *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken* (1903) die gereinigten Seelen während ihrer Läuterung »die von Gott selbst gesprochene Sprache, die sogenannte >Grundsprache« lernen (Freud, 1911c, S. 256). Als Freud später in seinen *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* der Symbolik des Traums ihre Nachbarschaft zu Mythen, Märchen, Volksliedern, allgemeinem Sprachgebrauch und dichterischer Fantasie zuweist, nimmt er Schrebers psychotisches Phantasma noch einmal auf. Er ehrt dieses als grandiose Intuition einer Universalsprache, die zunächst allein Gott vorbehalten ist, an deren Spuren und Resten indes die Menschen kraft ihrer Gabe zur Symbolisierung ihres Weltbezugs teilhaben können: »Ich muß hier der Phantasie eines interessanten Geisteskranken gedenken, welcher eine >Grundsprache« imaginiert hatte,